

Die Heimat

Monatschrift für das deutsche Haus. // Blätter zur Vertiefung des Heimatgefühls.
Gleichzeitig Verbandsblatt der Arbeitsstelle der Bezirksbildungsausschüsse u. Büchereiräte Schlesiens.
Herausgegeben von der fachwissenschaftlichen Arbeitsstelle des deutschen schles. Landeslehrervereines.
Geleitet von Bruno Hanns Wittke.

4. Jahrgang.

Troppau, im Jänner 1926.

Nummer 1.

Idesons Viator:

Fahrendes Volk.

No doo, no doo,
Dr Flammamann is doo!
U lääft d Gasse auf und oa:
Raagt mr maine Flamma oa!
Griiz, Graup und Moo,
Halb'ch och woas doo!
Birna, Flamma, Appelpald'n
Sättr'ich och woas do gehald'n.

Fahrendes Volk! Wenn da die meisten Leser an Zigeuner oder Komödianten denken, wer kanns ihnen verargen; aber nein, heute wollen wir uns mit einer anderen Sorte von Menschen befassen, die zwar auch einen Großteil des Jahres den Weg unter den Füßen hatten, aber zum Unterschiede von den Zigeunern und Komödianten irgendwo ein festes Heim besaßen, dem sie immer wieder zueilten, sobald es ihnen möglich war. Wer weiß heute noch etwas vom Heringemeiß, vom Weibe mit der Käsebutte, vom Gläsermanne und anderen mehr. Die Zeiten haben sich eben geändert und mit ihnen Handel und Wandel.

Eben gerade der Wandel im Handel ließ jenes Völklein, von dem wir heute reden wollen, aussterben. Versetzen wir uns einmal in die Zeit vor sechzig, siebenzig Jahren! Wo gab es da im Altvaterlande eine Eisenbahn? Wie dünne war das Straßenetz, da es im ganzen Gebiete vielleicht zwei, oder höchstens drei Reichsstraßen gab, von Bezirksstraßen keine Spur. Alles und jedes mußte per Achse herbeigeschafft werden. Das war die Zeit der Frächter. Mein Großvater mütterlicherseits, ein Kleinbauer, war im Nebenberufe auch Frächter. Einmal hatte er eine Fuhr Leinwand ins Polnische zu bringen und die Rückfahrt war Leder, ein anderes mal ging's mit Leinwand nach Brünn und mit Tuch und Wolle nachhause, ein drit-

tesmal fuhr er für die zwei Kaufleute des Ortes nach Olmütz oder Troppau um Kolonialwaren, ein viertesmal für die Gastwirte nach Broßnitz um kräftigen Kornbranntwein, den die argen Schelme dann so sehr wässerten, daß er sich auf das achtfache vermehrte. So ging es Jahrein, Jahraus. Ich weiß es heute nicht genau, wie lange so ein Frächter mit einem einzigen Pferde von der schlesischen Grenze bis Brünn und wieder zurück brauchte. Nur soviel weiß ich, daß Großmutter oft erzählte, wie sie in tausend Nengsten war, wenn Großvater einmal über drei Wochen wegblieb. Freilich so ganz ohne Gefahr war ja die Frächterei nicht. Lichtscheue Gesellen wußten ganz genau, daß die Frächter immer ziemlich Geld bei sich trugen. Ein voller Wagen Leinwand ist ja nicht nur heute ein Vermögen, er war es damals vielleicht noch mehr. Der Frächter war der Vertrauensmann und Geldeinnehmer seiner Auftraggeber. Es kam schon bismeilien vor, daß er ausgeraubt, oder gar ermordet wurde. Im allgemeinen waren die Frächter äußerst vorsichtig, doppelt vorsichtig, wenn sie von einem Fußgänger gebeten wurden, ihn auf dem Wagen ein Stück Weges mitsfahren zu lassen. Ob der Bittsteller eine ehrliche Haut, oder ein Lump sei, dafür hatte der Frächter ein scharfes Auge. War die kurze Musterung gut ausgefallen, so durfte der Wegmüde gleich auf den Wagen klettern und erhielt womöglich aus des Frächters Gepäck noch ein Quarkbrot. Glaubte der Frächter aber, einen Spitzbuben vor sich zu haben, so genügte gewöhnlich ein kräftiges Peitschenignal gegen dessen Rückenende, das Wiederholen seines Ansuchens zu unterlassen. Manchem Frächter war das tagelange Alleinsein auf einsamer Landstraße doch nicht lieb; daher nahmen sie sich vom Hause oft eines ihrer Kinder mit; Mutter ist solcherart in einem

Alter von drei, vier Jahren schon bis Brünn gekommen. Wenn diese Frächter nicht aus Eigenem geschäftstüchtig waren, sammelten sie auch keine Reichtümer. Großvater blieb bis zum Tode ein armer Kleinbauer und hinterließ außer seiner verschuldeten Wirtschaft nur noch das Andenken, daß er ein wahrer Ehrenmann von altem Schrot und Korn gewesen.

Heutigen Tags gibt es nur noch wenige Frächter; wie lange wird es dauern, wird das Schellengeläute der langsam dahertrotzenden Pferde den Hupensignalen auch der Frächterautos gewichen sein. Dann wird wieder ein Stück Poesie der Landstraße verschwunden, und wir werden wieder um Etwas aus Großväterzeit ärmer sein.

*

Einige Verwandtschaft mit dem Frächter von anno dazumal hatte der fahrende Schnittwarenhändler. Er ist wohl in vielen Gegenden ausgestorben. Nur in Westschlesien und im angrenzenden preuß. Schlesien fährt er noch von Dorf zu Dorf. Paul Keller und Hedwig Teichmann haben in ihren Büchern über sie ausführlich und unübertrefflich geschrieben.

Die packtragende Art des Schnittwarenhändlers ist noch nicht ausgestorben; man kann ihr aber beim besten Willen keine lange Lebensdauer prophezeien. Früher einmal, als man sich in allen, oder doch den meisten Textilsachen nur auf den zwei bis drei Jahrmärkten in der Umgebung, oder in den eigentlichen Schnittwaren bei den Hausierern eindecken konnte, blühte diesen Leuten der Weizen. Heute aber, wo jeder Gemischtwarenhändler, im kleinsten Dorfe, neben Feigenzichorie, Pfeffer, Stearinkerzen, Zimmet und Nägelein noch eine eigene „Abteilung für Mode- und Schnittwaren“ hat, ist der Stern der wandernden Händler im Sinken. Früher einmal, ja, da hat es schweres Geld getragen. Der Händler, oder meistens war es ein starkes, robustes Weib, und stark mußten die Leute bei diesem Geschäfte sein, man denke nur: Tag für Tag, straßauf, straßab den schweren Packen tragen — der Händler also wußte damals, daß er eigentlich erwartet wird. Und wie sehnlich er oft erwartet wurde! Nehmen wir nur z. B. das Dorf Rautenberg vor 50 Jahren. Drei bis vier Stunden auf schlechten Wegen bis Bennisch oder Freudenthal, etwa wegen zwei Ellen Schürzenstoff oder wegen eines leichten Kopftüchleins? Wenn das, oder das auch notwendig gebraucht wurde, nun mein Gott, man behalf sich, bis die

Leimetmahn kam. Jetzt braucht man dies nicht mehr, denn wie wir bereits wissen — die Greisler haben sich modernisiert.

Bei uns zuhause wurde wohl selten etwas gekauft, aber ausgepackt hat fast jede Händlerin. Es brauchte die Mutter nur so beiläufig, mehr laut für sich gedacht, als gesprochen, etwa halblaut zu sagen: „Inna ja, dr Jung thät of a Hemp und's Madla of a Schürz brauch'n“, da fing die Händlerin schon an, ihre Schätze auszulegen. Gottes Wunder, was war in solch einem Päckchen alles darinnen! Man hätte ein kleines Dorf mit Leibwäsche, Kopftüchern, Nastüchlein, Schürzen, Handtüchern und Biechzeug ausstatten können. Und dann, wenn Mutter eingekauft, hat die Rechnung ausgemacht: 31 Kreuzer und ein Töpflein Ziegenmilch. „Bezahls Gott und ei Gott's Noma, ein Herbst war ichee weeder zukehr'n“.

*

Die liebste aus der Gilde der fahrenden Leute war mir als Bub unzweifelhaft das Saftweib. Aus dreierlei Gründen! Erstens, weil man bei ihr die einzige Leckerei einhandeln konnte, die von meinen Eltern überhaupt bewilligt wurde. Zweitens, weil die Saftweiber rechte Plappertaschen waren (und vielleicht noch sind?, denn es gehen ihrer noch herum). Und drittens endlich, weil die Saftweiber so hübsch welgerten*). Ja aber eigentlich sollte ich das Saftweib vorstellen. Nun denn! Seit unendlichen Zeiten bereitet man in den Dörfern östlich von Zuckmantel aus den Beeren des Wacholderstrauches einen aromatischen Syrup, der bei uns im Gebirge Kroandlbeerfost heißt. Weiber aus Pittarn, Petersdorf, Liebenthal, Johannesthal oder Hemmersdorf, ließen sich am Erzeugungsorte ein bequemes Fäßlein mit diesem braunen Saft anfüllen, schafften sich ein Blechmaß an, packten das Fäßlein auf den Rücken und nun ging's durch das ganze Gebirge bis Troppau, Olmütz, Zwittau und rings der preußischen Grenze entlang auf den Handel. Meistens waren zwei Weiber beisammen, die dann je eine Seite der Dorfstraße oder des Städtleins abgingen. In jedem Orte, in den sie kamen, war unter sämtlichen Kindern ob ihres Erscheinens großer Jubel. Denn ich möchte das Gebirgskind kennen, das keinen Kroandlbeerfost möchte. Ich wünsche dem bösesten Maultier nicht die Prügel, die ich einmal bekam, als ich für 5 Kreuzer Syrup — man denke für fünf volle Kreuzer — auf

*) Es dürfte wohl bekannt sein, daß man den Dialekt der Zuckmantler Gegend als Gewalger, oder Gewolger bezeichnet.

einen Sitz ausschlechte! Reich sind die Weiber bei diesem Handel nicht geworden. Ich erinnere mich da folgenden Vorfalles. Wir saßen einmal beim Nachteffen, Buttermilch und frische Kartoffel, den Wohlgenährten ein Hohn — uns aber — vor Jahrzehnten — ein Göttermahl. Da kam ein Saftweib, um Nachtherberge anzusprechen. Die Begleiterin des Weibes war deren zehnjähriges Töchterlein. Als uns nun das Mädel bei solch' seinem Abendtisch sah — es gab Buttermilch und Kartoffel in Fülle, da schrie sie: „Sehst och Mutter, die thun de Pottermellich Suppa, wenn bir ang hättä, bir thäta sa tunka“.

Weib und Tochter bekamen Herberge, jede einen halben Liter von dieser kostbaren „Pottermellich“ und Kartoffel nach Eßvermögen. — Die Saftweiber verkauften auch trockene Wacholderbeeren die samt dem Saft früher in der Volksheilkunde eine große Rolle spielten und neuestens durch Prälat Kneipp wieder zu Ehren gebracht wurden. Jetzt sieht man nur selten einmal ein Saftweib, denn wieder ist es der Greisler, der Viertelliterfläschchen in der Auslage hat, auf denen man lesen kann: „Echter Wacholdersyrup, ärztlich empfohlen; aus der Fabrik des N. N. Fabrikation von Syrupen, Limonaden und Likören in Liebenthal, Schlesien.“

*

Dem Saftweib eng verwandt war der Delmann. Er war es, der uns zur Winterzeit das köstliche Leinöl brachte. Kartoffel und Leinöl, oder frischgebackenes Brot und Leinöl, was war das doch für ein köstlich Essen! Und wenn wir Kinder eigentlich das ganze Jahr zur Vesperzeit nur leeres Brot bekamen, zur Leinölzeit gab es dann Abwechslung. Mutter hat uns dann mit einem neuen, nur diesen Zeiten dienenden „Potterweschla“ reichlich Del aufs Brot gestrichen. Daher war Festeszeit bei allen armen Kindern, wenn der Leinölmann mit seinem Fäßlein in den Ort kam. Der Flachsbau ist zurückgegangen und das Leinöl schmeckt heute vielen Leuten nicht mehr; der Leinölmann, der unsere Gegend belieferte und längst gestorben ist, hat keinen Nachfolger gefunden.

*

Wenn die zwei eben besprochenen Handelsleute ganz besonders bei den Kindern in hohem Ansehen standen und geliebt wurden, so ist hingegen ein anderer fahrender Gesell, der Gläsermann, eben so reichlich gefürchtet worden. Ich darf wohl behaupten, daß im Orte, wo eben der Gläsermann seinem Gewerbe nachging, alle Kinder so brav

und sitzbar waren, wie sie es sonst nur in den acht Tagen vor dem Weihnachtsfeste, in der sicheren Anhoffnung reichlicher, durch Brausein wohlverdienter Geschenke sind. Wer war denn eigentlich der Gläsermann! Die Erklärung ist simpel genug: er war der wandernde Glaser, der Mann, der fehlende Fensterscheiben erneuerte. Denn in früheren Zeiten war höchstens in größeren Städten ein Glaser. In den kleineren Städten und größeren Dörfern besorgte das Fenstereinglasen allenfalls noch aus Gefälligkeit der Tischler, in den kleineren Orten war dafür niemand da. Nun, da mußte man eben warten, bis der Gläsermann kam. Zweimal im Jahre tönte dann der langgezogene Ruf: „Der Gläsermann is do — — — ho ho ho ho, der Fenstermonn is do — — — ho ho ho ho, Fensterscheib'n, Laternascheib'n ho ho ho“. Und dann öffnete manche Hausfrau das Fenster und lud den Fenstermann ein in's Haus zu treten. „He Vetter, kummt a mol rei, bir hon a zwee Scheib'n zerschlähn und an biesn Karla ho bir a, dan kinnt ihr mitnahme ei's Schlomackenland zu'n Wölf'n.“ Und der Fenstermann mit verstellter grimmiger Miene: „Ver'n me olles moch'n, wu is biese Karla“. Angesichts des fremdländischen, grimmigen Mannes legte Hannes oder Sess schnell noch der Mutter ein Treugelöbniß ewigen Brauseins ab und die Mutter ließ sich nochmals erweichen und bedeutete dem Gläsermann mit besänftigenden Worten, etwa: Inna do war bir Hanneffa noch a mol dolohn, aber — — —! Der Gläsermann gab sich zufrieden, schnitt die zwei Scheiben ein, erhielt 14 Kreuzer, einen knusprigen Erdäpfelplätz, oder gar einen Schnaps, wenn solcher im Hause war, und dann schallte es auf der Dorfstraße neuerdings: „Der Fenstermann ist do—o—o—o—o—o.“

Heute schneidet jeder Bastler am Dorfe Fensterglas ein und so ist auch der Gläsermann entbehrlich geworden und manche geplagte Mutter ist derzeit eines Helfers in der Kinderzucht beraubt.

*

Bei weitem nicht so gefürchtet, aber doch von allen Kindern respektiert war der Wurzelmann. Respektiert deshalb, weil er an Stelle einer Hutchnur Kreuzotterbälge um seinen Hut gewunden und den Hut recht reichlich mit schönen Sperber- und Häherfedern geschmückt hatte. Sonst war er klein, alt, sanft und gesprächig, gab auf tausend Kinderfragen tausend Antworten und war so dankbar für ein warmes Mittagessen. Was bot er zum Kaufe dar? Ich weiß nicht mehr

alles, nur einiges ist mir im Gedächtnis geblieben: Köpernikel auch Bärwurzel genannt, Sarnickel (den botanischen Schulnamen weiß ich leider nicht), Wasserklee, Baldrian, Natterwurzel, und wo er gut eingeführt war, wohl auch eine, damals noch häufiger vorkommende Enzianwurzel, und noch mancherlei, was gut war für Menschen und das liebe Vieh.

Im Glauben, daß der Händler mit Heilkräutern auch etwas von der Heilkunde verstehen müßte, hat manche bresthafte Person den Wurzelmann um einen Rat gefragt und ihn auch erhalten. Schaden hat der Mann wohl nicht angerichtet, denn das, was er riet, haben wohl schon in der Urzeit unsere Ahnen in Krankheitsfällen angewandt, also empirische Heilkunde. Reich wurde der Wurzelmann bei seinem Handel auch nicht, denn der Mann, den ich besonders vor Augen habe, ist blutarm im Hermannstädter Armenhaus gestorben.

*

Im festeren Verdacht der Kurpfuscherei, und manchmal mit Recht, war das Salbenweib. Die Salbe, die sie zum Kauf ausbot, war harmlos genug. Sie bestand aus Fichtenharz, Kampfer, und wenn's hoch hing, etwas Franzbranntwein. Im Volksmunde hieß dieses Heilmittel „Platschlasalb“, weil sie die Form eines Räsleins hatte, und weil man die Tätigkeit des Abrundens des Räsleins und auch der Salbe „plätschen“ nannte. Wir sehen, daß die Salbe an sich das harmloseste darstellte, das man sich denken kann. Nichtsdestoweniger haßte den Händlerinnen mit diesem Hausmittel der Ruf an, bewußt Kurpfuscherei zu treiben. Vor vierzig, fünfzig Jahren war es nichts seltenes, daß man von einem Weib, deren Mann nach unerklärlichem Siechtum gestorben, sagte, sie habe nicht umsonst mit dem Salbenweib heimlichen Rat gepflogen. Nun, beweisen ließ sich nichts. Es war aber vormals die Kenntnis der Gift- und Heilkräuter bei unserem Gebirgsvolke weit höher als heutzutage, und so mag es wohl vorgekommen sein, daß der Absud irgend eines Kräutleins manchen Menschen langsam, unbeweisbar und todsicher durch Gift in's Grab brachte.

Furchtsame Bauern ließen die Salbenweiber womöglich gar nicht ins Haus. Konnte man doch nie wissen, ob etwa ein Neider das verkappte Hergenweib — und als solches galt die Salbenhändlerin — dazu bewogen habe, um Geld den Stall zu belegen. Wir wissen heute, daß zum Beispiel keine Hegererei dazu gehört, sämtliche Kühe eines Stalles dazu zu verurteilen, blutige Milch zu

geben. Ich weiß im Augenblick den Namen des Krautes nicht, das, unter das Futter gemischt, sofortiges und gottlob auch unschädliches Blutmilchen verursacht. Damals war es eben Hegererei und die Salbenweiber, wenn sie sich des Mittels bedienten, hüteten sich wohl, die genaue Kenntnis der Kräuter zu verraten. Selbstverständlich standen nicht alle in diesem üblen Rufe und für manch' armes Mütterchen wird wohl der Salbenhandel der einzig mögliche Broterwerb gewesen sein. Es war der Handel mit Salbe immerhin etwas hübscher, als bloßer Bettel. In unseren Tagen fehlt das Salbenweib auf der Liste des fahrenden Volkes; die Vermehrung der Ärzte und das sich steigende Vertrauen unseres Gebirgsvolkes zu diesen, hat den Salbenhandel unnötig gemacht.

Nachdem heute Eisenbahn- und Postverkehr recht schnell die Geschäftsverbindung selbst bis ins kleinste Dorf herstellen, ist auch manch anderer Handelsmann überflüssig geworden. Das Käse- und Heringsweib, einst von recht üblem Geruche, nicht ihres Charakters, sondern ihrer Ware wegen, hat längst aufgehört, den Gebirglern die vormals im Dorfhandel so seltenen und begehrten Heringe und Olmüzer Räslein zu bringen. Damals waren Kaufleute nur in Stadtgemeinden, Märkten und in ganz großen Dörfern zu finden. Dorfleute waren darauf angewiesen, ihre Einkäufe entweder im nächst größeren Orte zu besorgen, oder zu warten, bis der mit der Ware reisende Handelsmann zu ihnen kam. Die Geschichte von jenem armen Dorfe, wo ein Hering in je einem Hause Würze für die ganze Advent- oder Fastenzeit war, wird wohl bekannt sein. Denen, die davon nichts wissen, sei in Kürze folgendes kundgetan: In N. also, den Namen wollen wir verschweigen, weil sie wegen ihrer Kröpfe ohnehin von bösen Mäulern aus der Nachbarschaft vieles leiden müssen — in N. also, kaufte jede Familienmutter am Beginn der Fastenzeit einen Hering. Der wurde an eine Schnur gebunden, an einen Haken an der Stubendecke, gerade inmitten des Tisches, jedoch allen Familienmitgliedern erreichbar aufgehängt. Zum Nachteffen kochte die Hausfrau Tag für Tag Kartoffel. Ein jedes schälte sich davon so 18—20 Stück und fuhr dann mit jeder einzelnen Kartoffel am Hering herunter um so, wenn schon kein Heringsfleisch, doch Heringsgeruch und -Geschmack zu haben. Am Charfreitag wurde der durch vierzig Tage malträtirte Hering aufgeteilt und konnte endlich den Zweck erfüllen, den er eigentlich hat, nämlich aufgeessen zu werden.

Mir hat diese Geschichte ein arges Lästermäul erzählt; ich selbst war nicht Augenzeuge und wenn es etwa nicht wahr sein sollte, nun so wasche ich meine Hände in Unschuld — — —.

*

Die letztbesprochenen Händler waren, wie wir sehen, meistens Verkäufer einzelner Waren. Großzügiger und auch gewinnbringender war der Handel des fahrenden Viktualienhändlers. Schon die Aufmachung seines Geschäftes zeigte auf einen höheren Rang in der Liste der fahrenden Leute. Während viele von ihnen ihre Ware selbsteigen auf dem Rücken im Korbe, in der Butte, oder im Säßlein tragen mußten, hatte der Mohnmann, wie er kurz beim Volke hieß, Pferd und Wagen. Er war es auch, der beim Einzuge in's Dorf mit lauter Stimme jenes Lied sang, das ich an den Eingang dieser Arbeit stellte. Er verriet darin zugleich all' die Schätze, die er den Hausmüttern zum Kauf anbot: Mohn, Gries, Graupe, gedörrte Birnen und Pflaumen, Äpfel und ähnliches. Auf seinen Ruf eilten die Kauflustigen mit Schüsselfen, Tellern, Leinensäcklein und kleinen Holzgefäßen auf die Straße, wo sich der Handel abspielte; Papierfäcke und Düten kannte man früher nicht. Sie sind unter der Kaufmannschaft höchstens erst seit fünfzig Jahren bekannt. Vor der Kirmes, besonders der Kaiserkirmes, vor den hohen Feiertagen war das Geschäft des Mohnmannes besonders einträglich. Es lassen sich an Hand guter Karten ziemlich genau die Wege verfolgen, die der Mann fuhr; Wege durch Dörfer, tagelang, niemals unterbrochen durch eine Stadtgemeinde, wo sich etwa doch ein Kaufladen befunden hätte. Ein solcher Weg könnte z. B. gewesen sein: ab Jägerndorf über Weißkirch, Bransdorf, Wiese, Seifersdorf, Taubnitz, Larischau nach Jägerndorf zurück. Ein anderer: ab Jägerndorf, über Bransdorf, Wiese, Friedersdorf, Breitenau-Markersdorf, Kronsdorf, Neu- und Groß-Raden nach Jägerndorf zurück. Ein dritter etwa im Mohratale, samt den nächstgelegenen Dörfern. Der Aufschwung im Verkehrswesen und im Handel hat diesen Mann auch verschwinden lassen.

*

Etwas weiter dehnte seine Reisen aus der Lindewiesner Holzhändler. Vielleicht war er auch vielseitiger, ja am Ende am vielseitigsten vom ganzen fahrenden Volke. Lassen wir ihn selbst singen:

„Trallaloo, trallaloo,*)
 Nu bin ich amool do,
 Trallaloo, trallaloo,
 Ez kääft m'r och wos oa,
 Usu wolst hoots' ich noch Niemand gaan,
 Usu fiil ihr a hatt Holzmoanna gefahn',
 Wenn andre wos im an Biimer hoan,
 Waar ich's ganz fedy'r im zwee Gröschla gan,
 Schiena Ware ho ich fiil,
 Wii ich's eg ufzeela wiil,
 Melchzappla, Fai'rnappla,
 Quarkquätscha, Potterplätscha,
 Wert'l, Määgnfert'l,
 Iiw'rrecke, Rockaschtäke,
 Schääfla, Dawääfla,
 Kloppechleg'l, Draschfleeg'l,
 Schläpprächa, Flaxbrächa,
 Hää-mulda, Neäbakolwa,
 Wass'rkonna, Dabriitonna,
 Meesla, Maza, Mestplätscha,
 Wäänschmiermästa, Wägmästa,
 Saalmästa die all'rbästa,
 Kookläß'l, Säänzgess'l,
 Bruutschossa, Lätt'rschprossa,
 Keerwesche, Rächaschpesse,
 Worsschau fan, Zuuw'rtaufan,
 Knaatscheit'r, Säänzareit'r,
 Hookaschtaalza, Uck'rwälza,
 Bend-kneew'l, Fliigaweed'l,
 Fai'rschwämme, Faadpukämme,
 Neäch'ne Tricht'r, Schwaaf'llicht'r,
 Späächa, Rächa,
 Lächsa, Läästa,
 Schpella, Tella, Falscha,
 Polsrholz und alls mettsamma,
 Watt'r bäß'r nernt b'komma.

Der Holzhändler mag in manchen ganz entlegenen Gegenden unserer Heimat vielleicht noch herumfahren, ich selbst bekam ihn schon jahrzehntelang nicht mehr zu Gesicht. Seine Zeit ist wohl auch vorüber.

*

Nun will ich noch zweier Männer gedenken, die ich zu den ärmsten des fahrenden Volkes rechne. Da ist erstens, so sonderbar es klingen mag, der Hausweber. Man wird einwenden, daß er ja gerade wegen seiner Beschäftigung zu den seßhaftesten Leuten zählen mußte. Ja gewiß, nicht gleich ein anderer Handwerker war so an seine Arbeitsstätte gefesselt, wie der alte Hausweber. Denn um auf einen Wochenverdienst von 3 Gulden zu kommen, mußte der Weber von 4 Uhr früh, bis 10 oder 11 Uhr abends schier un-

*) Raummangel verbietet es mir diese endlose Reihe von Dialektbezeichnungen in's Schriftdeutsche zu überlegen. Was „Iiw'rrecke und Schlääfla“ sein sollen, weiß ich selbst nicht.

unterbrochen hinter dem Webstuhle sitzen. Die Arbeitspausen waren auf das Mindestmaß gestellt und nur, wenn die Andreherin den Rest der alten mit der neuen Kette verband, konnte der Weber etwas anderes unternehmen. Und diese aufgezwungene Freizeit benützte er dazu, das Winterholz aus dem Wald zu holen. Zum fahrenden Volke war er erst am Liefertage zu rechnen, wenn er die fertige Leinwand in die Faktorei trug und Kette und Schuß für die neue Werft nachhause nahm. An solchen Liefertagen konnte man auf den Wegen von allen Ortschaften der Herrschaft Freudenthal die Weber sehen. Sie kamen von Spillendorf, Schreiberseifen, Dittersdorf, Engelsberg, Markersdorf, Breitenau, Karlsthal, und die am weitesten hatten, kamen von Neu- und Alt-Bürgersdorf und Adamsthal und Hirschberg. Bennisch mit zwei oder drei Faktoreien zog auch an den Liefertagen alle Weber der östlichen Hälfte des heutigen Freudenthaler Bezirkes an sich. Im Mährischen waren solche Mittelpunkte, Hof, Bärn, Braunseifen, Bautsch und Römerstadt. Es heißt ja schon in einem alten Spruch:

Hof, Bautsch und Bärn,
sind die größten Weberstäd' in Mähr'n.

Das tragische Bild des liefernden Leinenwebers belebte an den Liefertagen alle Landstraßen unserer schlesisch-nordmährischen Heimat und erst die Mechanisierung der Leinenindustrie in Fabriken ließ auch diesen Mann aus dem Bilde unserer Heimat verschwinden. Wir sehen ihn wohl noch aus den Dörfern zu und von den alten Zentren des Leinwandhandels ziehen aber nicht mehr als den gemütsfrohen, zufriedenen Hausweber, sondern als verdrossenen Fabrikarbeiter.

*

Als legten in der Reihe des fahrenden Volkes nenne ich, vielleicht von Vielen widersprochen, den Harfenisten. Ihn will ich beileibe nicht zu den Bettlern gezählt wissen. Er bot für die Gabe, die man ihn reichete, echte Volkskunst; deshalb ist er auch den Werkelmännern nicht beizugesellen. Es ist ja keine Kunst, einen quickenden Leierkasten zu drehen. Aber unter den alten Harfenisten gab es wirkliche Künstler. Sammerschade, daß die Harfe fast ganz verschwunden ist. Vor Jahrzehnten gab es z. B. in meinem Heimatsorte noch eine große Zahl Harfen. Gottlob brauchte niemand von meinen Landsleuten mit der Harfe auf die Landstraße zu ziehen; es herrschte ja damals, als die Hausweberei noch blühte, unter den Meinen ein leidlicher Wohlstand. O, wie schön war

es, wenn am Abend bei guter Harfenbegleitung die alten schönen Volkslieder gesungen wurden; o, welch prachtvolle Singstimmen gab es damals und wie weich, voll und klangreich war ein schönes Harfenspiel. Die neunmal verfluchte Ziehharmonika hat die Harfe und den alten fangeskundigen Harfenisten verdrängt. Ihr Gequicke, Gerassel und Geächze und das Schnarren, Gellen und Plärren des neuesten Marterkastens für friedliche Menschen, des abscheulichen Gramophons, erwecken die Sehnsucht nach der gemüthlicheren, ausgeglicheneren alten Zeit oft bis zum Wehtun in uns.

*

Das sind so einige Gestalten aus der Gilde des fahrenden Volkes. Ihre Reihe ließe sich noch um ein Beträchtliches vermehren, ja ich behaupte, daß eine berufenere Feder eigentlich ein wunderschönes Buch über das Völklein, das einst unsere Landstraße belebte, schreiben könnte. Des Dankes vieler Heimatfreunde wäre er sicher.



Wilhelm Schremer:

Der Backtrog.

Schon am Donnerstage trugen der Knecht und wir Kinder die großen Holzscheite über den Hof, die Mutter legte sie kreuzweise in den Ofen. „Monne backa mir Brut,“ sagte der Knecht lächelnd, was wir doch alle wußten; Weichbrot war für ihn ein Leckerbissen, besonders, wenn in ihm Birnen steckten.

Der Morgen kommt, die Esse raucht stark und vergnüglich. Neben ihr auf den Dachreitern sitzt der Wind, reißt ihr die schönen Rauchfahnen fort, treibt sie im Hofe herum, zerreißt sie und wirbelt sie hinab ins Dorf. Dann sitzt er wieder lauend bei dem träumenden Raucher und raubt ihm die stolzen Rauchkringel wieder vom Munde weg.

Unten steht der Backofen in voller Glut; die Backscheite lodern und zucken. Dann fährt die lange, unheimliche Ofenkriücke hinein, reißt das Feuer zusammen und krazt die Asche in eine Ecke. Die alten Steine leuchten alle; die gespensterische Finsternis, die sonst wie eine Heze im Ofen sitzt, ist verschwunden.

In der Stube liegt vor dem Tische der alte Backtrog. Schon eine Stunde lang geht die Mutter mit dem dicken Knehtolz um ihn herum, wankt in ihm, wendet sich, stößt in die Tiefe, hebt und dreht und wandelt, wir nicht selten hinter ihr her, die Jüngste an der Schürze der Mutter voran, singend:

Ringelrusakosta,
 monne warn mir kosta,
 übermonne Kucha backa,
 ei zwöe Taga Struh nei Hacka,
 plumps ei die Buttermilch!

Das ist für den Leigdreher nicht bequem,
 und eines Freitags geht es plumps in den
 Teig! Er hängt an der Nase und an allen
 zehn Fingern, er zappelt ins schreiende Mäul-
 chen und braucht nur gebacken zu werden.

Sa der Baktrog, der Ringelrusakosta!
 Er ist unser aller Freund, Ringel aus Eisen
 hat er um den Leib, er ist halt gar zu
 dick. Und dann guckt der Teig noch über die
 Ränder, quillt und bläht sich. Der Tag der
 Rosenfreude ist gekommen, wenn der Trog,
 der gutmütige dicke Gefelle, in die Stube
 gekollert wird. Das geschieht schon einen
 Abend vor dem Backen.

Da sitzt er auf der Ofenbank wie der
 dicke Pate und wärmt sich. Es ist kalt drau-
 ßen im lustigen Sommerhause, wenn die Tür-
 angeln im Winter gefroren sind und wie die
 Kinder jammern, denen der Schnee in die
 Hände zwickt. Da hockt er, sieht zu, wie wir
 alle um den Tisch herum sitzen und Federn
 schleifen. Immerzu guckt er zu uns Kindern
 herüber und schimpft nicht, wenn wir die
 Federflaumen über den Tisch blasen.

Am liebsten hört er uns singen:

Schön ist die Jugend
 bei frohen Zeiten,
 schön ist die Jugend,
 sie kommt nicht mehr,
 sie kommt, sie kommt nicht mehr,
 kehrt auch nicht wieder her —
 drum sag ich's noch einmal,
 schön sind die Jugendjahre,
 schön ist die Jugend,
 sie kommt nicht mehr. — — —

Sa, er war auch einmal jung! Da wurde
 er funkelnagelneu aus dem großen Taldorfe
 vom Böttcher in den Hof gefahren, und wir
 sahen die blizenden Reifen.

Einmal hat er sich zwei Rippen gebro-
 chen. Da zerren wir ihn im Winter wieder
 gesund und geheilt, im Triumph singend, in
 unsere Berge, in seine Heimat. Schon acht
 Jahre steht er träumend in der warmen Ecke,
 zählt morgen die Brotschüsseln, läßt sich wie
 ein feiner Herr mit Mehl einpudern. Dann
 packt ihn der Knecht beim Kragen, kollert
 ihn zur Stubentür und sagt: „Na, do kumm
 ok.“ Dann geht es wieder hinaus in die
 lustige Sommerwohnung.

Vorher erlebt er noch besondere Freu-
 den. Die Brotschüsseln werden um ihn auf-

gestellt, mit Wasser überstrichen, ehe sie in
 den Backofen kommen. Braun gebrannt wer-
 den sie aus dem Ofen gezogen und heiß auf
 die Treppenstufen gelegt, ehe sie sich alle in
 die Brotlade werfen.

Eines Freitages erklingen von der
 Treppe seltene Töne, es ist keine Harmo-
 nika, keine Trompete, es klingt und zirpt,
 geigt und singt, perlt und springt in Tönen.
 Lautlos ist der alte Harfenspieler durch die
 Tür in das Haus eingetreten, hat seine sil-
 bernen Klänge aus der Hülle geholt, die
 nun leichtfüßig im Hause tanzen. Im Augen-
 blick stehen wir staunend vor dem Wunder-
 spiele, das uns schöner dünkt als der Englein
 Gesang im Himmel. Der alte Harfenspieler
 erhält bald ein großes Stück fastiges Bir-
 nenbrot. Dann spielte er weiter und singt
 dazu: Es standen zwei Linden im tiefen Tal...
 Da hören wir das Rauschen in der breiten
 Blätterkrone, sehen die schimmernde Mond-
 scheinnacht, die gewaltige Linde, darunter die
 Verliebte weint. Er spielt Tanzweisen, alte
 Soldatenlieder, immer eins nach dem andern,
 bis die Mutter uns Kinder zurückdrängt und
 dem Alten warmes Mittagessen reicht.

Nach dem Essen fahren die Wünsche von
 neuem auf ihn ein: „Eine Geschichte.“ Er
 stellt die Harfe in die Ecke, streicht sich das
 spärliche, graue Haar, setzt sich eine Stufe
 höher, zieht bedächtig eine Dose aus der Ta-
 sche, klopft darauf, schnupst, sieht in die
 Weite und spricht:

„Na, Kinderla, do hirt ok zu:

Ein Schmiedegrunde, uff Friederschdurf
 zu, ies 'ne gruze Wiese, und do hoot's eene
 Steericke. Do ies moncher verboannt wurn
 ei da ala Zeita.

Kumme iech emoll a Weg wo Friedersch-
 durf ruff und wiel hem, is wor sihr spät
 ei der Nacht. Sattdersch, im die Steericke is
 nie ganz geheuer. Wa o a Weg weef, dann
 sihr't's erre. Mei Votter ies amoll die ganze
 Nacht gelofa, und wie's Morga watt, do ies
 a no wa daselba Stelle. Der Angtschweef
 ies ihm übersch Gesicht gelofa. U hots im-
 mer erzahlt, a muchte nie me über die ver-
 winschte Wiese gieh'n.

Na, do hiert ok, wos mir do possiert.
 Do kumm iech, die Horse uff 'm Ricka, über
 die Lahne. Wos sah iech do oan der Steericke
 stiehn? U Moan, und a hot a Rupp un-
 derm Orme. Na, Kinder, iech stiere a oan,
 und ar stiert mieh oan. Mier schlät der
 Schreck ei die Glieder, iech koan mieh kaum
 röhren. Dann fang iech on zu losa und so-
 fa ohne Ende, bis im a Morga. Iech koan
 kost nimmer stiehn. Die Horse hob iech ver-

lurn. Do gieht die Sunne uf. Und wo stieh ich? Bei der Steerick, und die Horse liegt nie weit derwo. Iech bin also die ganze Nacht uff dam Plone ringearrt, wu die viela Leute verboant sein, hoan sie doch fugor enn bieser Geist, ols a storb, im Sacke usgesanga und da Saak draußa on eene Erle gebunda. Iech hoar da Saak no gesahn. Na, da Weg hot mieh niemoals nimme gesahn."

Damit hüllte er die Harse in das große, graue Tuch und sagt „Gott bezohls“.

Der Bocktrog zieht wieder still hinaus in seine Sommerwohnung. Da steht die Mangel neben ihm, die Saftquetsche, der Geschirrschrank, ein aus den Diensten entlassener Puppenwagen. Sie alle erleben nicht so viele Menschen, hören kein Wort die langen Abende hindurch, vernehmen kein Harfenspiel, kein frohes Lied. Einsam ist ihr Leben. Nun muß der Bocktrog erzählen, sobald er nur aus der Stube kommt.

Als er das Erlebnis des Harfenspielers berichtet, klingt es fein im alten Geschirrschrank. Er kennt den verwünschten Ort. Zwei Pferde sind dort einst im Nebel wilde geworden. Was haben ihm die Knechte nicht alles erzählt. — — —

Aus „Der gemittliche Schläfinger“ (Schleiferverlag
L. Heege-Schweidnitz).



Volksprache und Mundart.

Hierüber plaudert recht unterhaltsam der Volkstundler Joseph Weigert in seinem neuesten Buch „Des Volkes Denken und Reden“ (Herder, Freiburg i. Br.; gebunden 3 Mk.) Wir geben hier einen Auszug aus dem bezüglichen Kapitel wieder.

Man hört noch immer wunderliche Ansichten über den Wortvorrat der Mundarten: er bestehe nur aus einigen hundert, 300 bis 600 Wörtern. Nach Heilig und Lenz aber besitzt die Gesamtheit der Einwohner eines Dorfes (mit Industrie durchsetzt, mit ihren Unterschieden nach dem Geschlecht, Alter und Beruf) etwa 20.000 Wörter. Das hätte man schon längst wissen können. 1894 schrieb Friedr. Kluge: „Man unterschätzt gewöhnlich den Umfang des mundartlichen Wortschatzes; die landläufige Angabe, daß der einfache Landmann im Durchschnitt über 200 bis 300 Wörter verfüge, ist geradezu ungerecht. Wenn man einige mundartliche Wörterbücher miteinander vergleicht, ist man überrascht über den gewaltigen Reichtum an Bezeichnungen. Welche Fülle von Benennungen z. B. für die Teile des Wagens und des Pfluges, für zahllose Dinge des Ackerbaues

und der Viehzucht!... Die in den Mundarten häufigen Scheltworte und Schimpfnamen bezeichnen körperliche, geistige und sittliche Fehler und Mängel bis in die feinsten Schattierungen hinein.“

Man kann nicht sagen, daß der Wortschatz des Volkes beschränkt oder arm sei, aber er ist ein anderer als bei den „Gebildeten“ und bei der Schriftsprache. Es fehlen in der Volkssprache zahllose Ausdrücke für geistige, wissenschaftliche und technische Begriffe. Für die Gefühle der Liebe und Freundschaft, die doch der Bauer auch empfindet, gibt es meist nur eine unvollkommene, oft nur rein sinnliche Bezeichnung. „Wirklich Großes wird man in der Mundart nicht schreiben können“, sagt Fr. Hebbel. Das ist richtig. Die Welt des Bauern ist eine begrenzte. Der Kreis der mundartlichen Dichtung ist Idylle, Lyrik und der Schwank. Für den Bauern ist das Besondere die Hauptsache, nicht das Allgemeine. — Rosegger hat es versucht, Schillers „Tell“ in die Volksmundart der Aelpler zu übertragen. „An einzelnen Personen und Stellen ging's; da nahm sich die Mundart recht natürlich und wirkungsvoll aus. Aber als, besonders bei Attinghausen, Melchtal usw., es darauf ankam, Schillers Pathos zu brechen, da verzagte ich. Es ist ein Frevel, diese wunderbare Sprache in die Niederung des gewöhnlichen Lebens herabzudrücken. Den Gedankeninhalt könnte man meist zur Not wiedergeben, aber nicht die Stimmung, die Begeisterung, die aus der Sprache Musik macht — da hab' ich die Feder hingelegt“ (Heimgarten, 28. Jahrg. [1904], S. 560). — Es gibt sogar eine Darstellung der Philosophie Kants in Plattdeutsch auf 14 Seiten von Dr. Hans Much: „Immanuel Kant un wat wi mit em taun dann herwin“ (mit ihm zu tun haben). Hier ist Unmögliches versucht. Wird das Volk z. B. den Satz verstehen: „Raum un Tid (Zeit) sünd nich an sich, se sünd Formen von de minschliche Anschauungen“? Der Bauer hat mit Kants Philosophie nichts zu tun.

Dafür weiß er — soviel steht fest — die für ihn belangreichen Merkmale der verschiedenen Zustände und Sorten seiner Pflanzen und Tiere, die Wetter- und überhaupt die Naturveränderungen, die Körperteile des Menschen, das Haus mit all seinem Gerät, Maß und Gewicht, seine Arbeitswerkzeuge in meist schlagendem, oft überreichem Ausdruck wiederzugeben. Er beherrscht seine Sprache. Wenn die Leute miteinander reden, betonen sie ganz richtig; keiner, der seine eigenen Gedanken ausspricht, macht da

Fehler. Sobald sie aber zu lesen beginnen, also fremde Gedanken wiederzugeben haben in hochdeutscher Sprache, da beginnen die Schwierigkeiten. In unserer Schriftsprache ist ein fremder Geist, eine andere Anschauungsweise, die Schulung und Übung voraussetzt; die hat das Volk nicht, weshalb es jedes einzelne Wort versteht, aber doch nicht den ganzen Sinn.

Was die Mundart begrenzt und zugleich auszeichnet, ist die Eigenart des volkstümlichen Denkens, deren Ausdruck sie ist. Sie gibt alles (ohne dichterische Absicht) möglichst in sinnlichen Bildern, in Gleichnissen, in Handlungen wieder, sie hat gern sprichwörtliche Redensarten. Sie benützt keine fremden Wendungen, keine Bilder aus aller Welt, wie die Ausdrucksweise des Gebildeten; alles stammt aus ihrem Leben. — Als nach der Klosteraufhebung in Württemberg eine Kommission umherreiste und die klösterlichen Hoheitszeichen (Wappen) an den Gebäuden herausmeißelte und das königliche Wappen an deren Stelle setzte, jagte ein Bauer: „Das kommt mir gerade vor, wie wenn einer aus einem gestohlenen Hemd den Namen herausrennt.“

„Aber, so derb ist die Volkssprache, so grob.“ Nun, auf dem Lande kann man nicht immer Seide spinnen. Das Verbe, wo es nicht unflätig ist, kann man leicht in Kauf nehmen. Dem Städter ist es nur ungewohnt. Es paßt zum Wesen des Bauern, wenn er Maul sagt statt Mund, Buckel statt Rücken, Sau für Schwein, wüßt für häßlich, heulen für weinen, schwätzen für sprechen, hocken für sitzen usw. Es hat sich ja heut schon vieles abgeschliffen. Aber früher muß der Niederkayer beispielsweise manchem Stadtbewohner als ein seltsamer Menschenschlag vorgekommen sein: er hatte keinen Kopf, aber einen Schädel; keine Augen, aber Gloger; keine Ohren, aber Lufer oder Waschel; keine Nase, aber ein Hest; keinen Mund, aber eine Goschn, Dreänschn; keinen Hals, aber einen Raunzen; keine Hand, aber Prägen; keinen Bauch, aber eine Wampn, keine Füße, aber Hagn.

Man muß mit den Leuten reden können; „deutsch“ muß man mit ihnen reden, wie sie sagen. Ein Arzt fragte einen Bauernknecht, dem es im Kopf fehlte: „Fühlen Sie Beschwerden im Kopf?“ — „Hm?“ — „Habt's Ihr Schmerzen im Kopf?“ — „Hm?“ — „Ob dir der Schädel brummt?“ — „O freilli und wia!“ — Ein Bamberger Gärtner (G.) spricht mit einem Norddeutschen (N.), während beide essen. N.: „Ach! Ist die Suppe häßs; finden S' es ooch?“ —

G.: „Hähs? des wä bei uns a Häß' (Hesse); Sie wolln sogn: sie is haas.“ — N.: „Haas? Ne, des is en' Tier mit langen Ohren.“ — G.: „Na, des is baruns (bei uns) a Hoos.“ N.: „Hoos? Was denken Sie, das is ja en Kleedungsstück fir die Beene.“ — G.: „A balei (ach beileibe nicht), des haasn mir a Hufn“.

Aus dem Gesagten ergibt sich: Die Mundart ist bezeichnend für die Eigenart der einzelnen Stämme und Landschaften. Jeder Volksstamm hat ein anderes gefärbtes Innenleben und darum auch eine andere Ausdrucksweise. Dem plattdeutschen Dichter Klaus Groth schrieb ein bayrischer Schriftsteller zum 70. Geburtstag: „I moan, daß a die Mundart ihr Recht hat, und der Schwob, der Bayer, der Frank' und der Niederdeutsche und wia olli hoasn, Gsangln und Gschichtn schreiben solln, wia eahna der Schnobel gewochsn is. Dös schadt dem Hochdeutschen gar nix nôt. Aber: natürl muas alles sein und nôt a bloße Fexerei für d' Stadt-leut.“

Der Bauer, der seine Mundart spricht, der redet, „wie ihm der Schnabel gewachsen ist“, ist eine kernige, in sich geschlossene Erscheinung; der Bauer, der auch unter den Seinen Hochdeutsch oder ein halbes Hochdeutsch mischmasch zu reden versucht, macht meist den Eindruck eines halben Menschen, der aus feinem Gleichgewicht gekommen ist. Klaus Groth, der das beste über die Mundart geschrieben und selber sie als Künstler gehandhabt hat, ist derselben Ansicht: „Der Bauer, der in seiner Sprache redet, frei und sicher, ist ein Mann; er bringt uns den Lebenshauch einer eigenen Welt und Weltanschauung mit, so eng, so begrenzt, so hart sie sein mag; er kommt nie an uns heran ohne irgendeine Erfrischung der Seele. Ein hochdeutsch stammelnder Bauer ist ein Zerrbild, ein schaler Abdruck unser selbst.“

Die Mundart ist auch im Ausland widerstandsfähiger als das Hochdeutsche. Hans Grasberger behauptet: „In Amerika verschwindet in der zweiten Generation das Schriftdeutsch der deutschen Einwanderer vollständig. Zur Not sprechen noch die Kinder bei Tisch mit den Eltern deutsch; sobald das Essen vorüber ist, versallen sie wieder ins Englische. Ueber die zweite Generation hält sich keine deutsche Familie, die schriftdeutsch spricht. Aber alle, die eingewandert sind seit 150 Jahren, die einem Dialektboden entstammen, seien es Plattdeutsche, Franken, Sachsen, Schwaben, Bayern, Oesterreicher, Steirer, die behaupten ihre Mundart im englischen Amerika.“ —

1899 gab es in Amerika gegen 45 große plattdeutsche Vereine, die in enger Fühlung mit Klaus Groth standen. — 1916 hat man die russischen Gefangenen schwäbischer Abstammung, die seit Jahrzehnten durch die russische Regierung von jedem Gebrauch der schwäbischen Schriftsprache abgehalten worden waren, auch des schwäbischen Gesangbuches sich nicht mehr bedienen durften und nur im Umgang miteinander schwäbisch redeten, mit Büchern in schwäbischer Mundart versorgt, die sie auch verstanden haben.

Leider verflacht die Mundart immer mehr, vermischt sich immer stärker mit dem Hochdeutschen und verwildert dadurch. Ja es ist die Gefahr nicht ausgeschlossen, daß sie zu Grunde geht, einer Mischsprache oder Allermeltsprache Platz macht. Einst hat die Heimatsdichtung (durch Hebbel, dessen alemannische Gedichte 1803 erschienen, durch Klaus Groth und Fritz Reuter) die Mundart in die Literatur eingeführt. In der Folgezeit ist sie zum Teil etwas in Verruf gekommen, zur „Fegerei“ geworden. In Vers und Reim gebrachte Witzgeschichten und Ulke-reien — oft auf Kosten des Landes, damit es für den Städter was zum Lachen gibt — haben die mundartliche Dichtung herabgewürdigt. Sie wäre zu etwas Besserem da!



Merkwürdiges und Sinnreiches aus alter Zeit.

Entnommen der Compendiose Cosmographia Augspurg bey Andreas Brinhausser 1755.

Senfried Schweppermann, Ludwig des Bayern siegreichem Feldherrn, der im Kloster Castell bei Amberg seine letzte Ruhstatt fand, ward daselbst folgende Grabchrift gesetzt:

„Hier liegt begraben Herr Senfried Schweppermann /

Alles Thuns und Wandels an /

Ein Ritter keck und feste /

Der zu Gundersdorff im Streit that das Beste /

Er ist nun todt /

Dem Gott genod /

Jedem ei Ey /

Dem frommen Schweppermann zwen.

*

Spruch auf einem Trinkgeschirr im Lüneburger Rathaus, mit Münzen geziert:

„Bei der Münze soll man lehren /

Wie die Welt sich thut verkehren.“

Spruch auf dem Rathaus der alten Ratensfänger — Stadt Hameln an der Weser:

„Im Jahr 1248 nach Christi Geburt,
Zu Hameln wurde ausgeführt
Hundert u. 30 Kinder daselbst geböhren
Durch einen Pfeiffer unter den Köpfen
verlohren.“

Der „Chur-Fürst von Maynz“ führte ein Rad im Wappen, das seinen Ursprung vom Kirchenfürsten Willigis hatte, eines Radmachers Sohn. Dieser ließ das väterliche Handwerkszeichen in das Wappen aufnehmen, um stets seiner schlichten Herkunft eingedenk zu sein, dazu den Spruch:

„Willigis, Willigis, deiner Ankunfft
nicht vergiß.“



Nies Niesen:

Dörte Botter.

Alljährlich, wenn der Herbst kam, begann auf der kleinen weltentlegenen Hallig, weit draußen in der grauen Nordsee ein sonderbar emsiges Leben. Alle Mitglieder der Familie des Halligbauern Botter liefen an irgend einem Teil des Gehöftes ihren Verschönerungsdrang aus. Der alte Bötter hämmerte eifrig am Stall und an den Hauswänden umher; Georg der Sohn, ein stämmiger Bursche von sechzehn Jahren, malte die Boote; Mutter Gesche schrubberte in der Küche und scheuerte die großen Kupferkessel so blank, daß selbst die Sonne neidisch werden konnte. Und Dörte, die Tochter, richtete das Zimmer des Herrn Doktor. In diesem Zimmer wohnte alle Jahre, von Mitte September ab, Doktor Curd Brenken, ein bekannter Berliner Schriftsteller, den eine eigenartige, einsiedlerische Laune dazu trieb, in der herbftlichen Eintönigkeit des Wattenmeeres Erholung zu suchen von den Aufregungen des gesellschaftlichen Lebens. —

Am 15. September strahlte die kleine Hallig, auf der Paul Botter als einziger Bauer saß, in blitzblanker Sauberkeit und alle standen erwartungsvoll am Stichgraben und schauten nach dem kleinen Dampfer aus, der den Ehrengast bringen sollte.

Das Beiboot des Dampfers hatte an der Hallig festgemacht und frisch, mit lachenden Augen, sprang Curd Brenken an Land. Er schüttelte allen der Reihe nach die Hand, klopfte Vater Botter auf die Schulter, drückte Mutter Gesche einen Kuß auf die Stirn und

hatte auch ein paar freundliche Worte für Georg, den Sohn. Als er Dörte begrüßte, kam ein freudiges Erstaunen in seine Augen. Dörte, die vor einem Jahr noch ein frisches, blondes Friesenkind, voll lustiger Streiche mit schelmischen Augen gewesen war, machte nun den Eindruck eines voll erblühten Weibes. Herzlich streckte er ihr die Hand entgegen und es befremdete ihn etwas, als er spürte, wie diese Hand in der seinen zitterte und wie ein feuchter Glanz in ihre Augen kam. Doch bald vergaß, er das. —

Die Tage, die jetzt kamen, in ihrer wunderschönen Inseleinsamkeit, in denen er sich selbstvergessen ganz dem Zauber der Nordsee hingab, machten aus dem genußverwöhnten Stadtmenschen einen unbesangenen, einfachen Seemann und Halligbauern. Ueberall half er mit. Er trieb abends das Vieh zusammen, fuhr mit dem Alten zum Fischfang hinaus und unterhielt an den langen stillen Abenden beim dampfenden Grog die schlichten Halligbauern mit Erzählungen aus der großen Welt, die drüben, jenseits des grauen Horizontes, lag. Manchmal streifte sein Blick dabei Dörte, die, über eine Handarbeit gebeugt, begierig seinen Worten lauschte, brennend auf ihm ruhte, und irgend etwas mahnte ihn diesem Mädchen gegenüber zur Zurückhaltung.

Brenkens liebste Beschäftigung war es, des morgens, wenn alles auf der Hallig seinen gewohnten Arbeiten nachging, in einem kleinen Boot bei Flut auf das Wattenmeer hinauszufahren und weit draußen Dorsche zu angeln. Wenn er dann dort einsam nur See und Himmel sah, kamen ihm seine schönsten Gedanken. Das Plätschern der Wellen am Bug seines kleinen Bootes, das Singen des Windes und der Schrei der gierigen Möwen in der grenzenlosen Weite vereinigten sich für ihn zu einer Musik, die weit schöner war als das Blendende Rauschen des Großstadtlebens. —

Wieder einmal war Brenken so hinausgefahren und wieder einmal saß Dörte in der Diele des Hauses und hing beim Klappern der Stricknadeln ihren Gedanken nach. Vater und Bruder waren mit dem großen Boot hinübergerudert zur Stadt, um ein Stück Jungvieh zu kaufen, und Mutter Gesche wirtschaftete in der Küche. Manchmal sah Dörte von ihrer Arbeit auf und ihre Blicke glitten durch das Fenster hinaus auf die weite, unendliche See, deren Wogen in ewig gleichem Rauschen auf den Strand der Hallig liefen. Dörtes Gedanken waren bei dem Mann, der da draußen segelte, bei dem schönen, großen, starken Mann, den sie liebte. Immer schon,

als kleines Mädchen hatte sie eine heiße Verehrung für ihn empfunden und diese Verehrung hatte sich im Lauf der Jahre zur Liebe gesteigert, zu einer tiefen, leidenschaftlichen Liebe, so schwermütig, wie sie eben nur ein einsames, nordisches Inselmädchen erleben kann. Sie wußte, daß dieser gefeierte Dichter, dem in seiner Heimat die schönsten Frauen zu Füßen lagen, sie nie zum Weibe begehren würde; aber trotzdem ließ sie nicht ab von ihrer Liebe. Wenn er auch nie der Ihre werden konnte, so klammerte sie sich doch an das kleine Glück, daß er alle Jahre einige Wochen um sie war, daß sie ihm jeden Wunsch von den Augen ablesen durfte und so ein wenig an seinem Leben teilnehmen konnte. —

Die Stunden gingen hin und die Zeit kam heran, zu der Brenken gewöhnlich von seiner Seefahrt zurückkam. Kastlos rückte der Zeiger der Uhr in der Diele weiter, doch Brenken kam nicht. Eifrig spähte sie hinaus, dort, wo am Horizont im Nordwesten um diese Zeit gewöhnlich ein Segel auftauchte. Eine unerklärliche Unruhe kam über sie und plötzlich schoß ihr ein heißer Schreck zum Herzen empor. Angstbleichen Gesichts ließ sie das Strickzeug sinken und mit einem Mal fiel ihr ein, daß ihr Bruder Georg daselbe Boot, mit dem Brenken hinausgefahren war, am Tage vorher überholt und es zum Kalfatern auf den Strand geschleppt hatte. Sie wußte, daß Georg die Fugen freigebracht hatte, um sie am nächsten Tag mit Werk und Teer neu zu dichten. Brenken hatte dieses Boot in seiner Unkenntnis benutzt.

Inzwischen war eine frische Brise aufgekommen und die See zeigte leichte Schaumkämme. Wenn er jetzt draußen war auf den Dorschgründen, so genügte ein etwas heftiger Seegang, um das Boot undicht werden zu lassen. Weiter vermochte sie nicht zu denken. Irrsinnige Angst um den geliebten Mann ließ ihr das Herz erstarren.

Immer heftiger wurde das Heulen des Sturmes, immer lauter das Brüllen der Brandung am Halligstrand. Doch was sollte sie machen? Vater und Bruder waren fort und keiner konnte helfen. Da riß sie sich in der Angst um den geliebten Mann zu einem letzten Entschluß empor. In fliegender Hast rannte sie zum Strande hinunter und machte das letzte Boot frei, setzte die Segel und hielt Kurs auf die Dorschgründe zu. Der Tag neigte sich dem Ende zu, langsam fing es an zu dämmern. Schwer rollten die Seen gegen das kleine Fahrzeug, doch Dörte war ein Seemannskind und segelte mit Geschick den richtigen Kurs. Das leise Säusen des

Windes wurde zum Heulen. Immer mehr verfinsterte sich der Himmel und schwere Hagelslagen fuhren über das kleine, offene Boot hin und zerzausten das wehende, blonde Haar des Mädchens. Nun war sie bald an der Stelle, wo Brenken sonst immer fischte, und angstvoll schaute sie nach dem anderen Boote aus. Doch nichts zeigte sich. Verzweifelt kreuzte sie über die Vorschgründe hin und her. Schon wollte aller Mut sie verlassen. Plötzlich sah sie im Dämmerlicht ein dunkles Etwas zwischen den Wellentälern schaukeln. Letzte Hoffnung im Herzen, wendete sie noch einmal und hielt, hart am Wind, ihren Kurs darauf zu. Sie segelte tollkühn, dachte nicht an Reesen, auch nicht daran, daß jede Boe ihr Boot zum Kentern bringen konnte.

Nach einiger Zeit erkannte sie den dunklen Gegenstand, der vor ihr trieb. Es war ein Boot, das kieloben schwamm, und daran angeklammert hing ein Mensch. Hart hielt sie darauf zu; dann nahm sie die Segel weg und mit übermenschlicher Anstrengung barg sie den fast leblosen Körper des Mannes. Es war Doktor Brenken . . . Sie bettete ihn behutsam im Bug des Schiffes, schob ein Bündel Tauwerk unter seinen Kopf und deckte ihn mit dem Südwester zu. Während sie vor dem Wind den Kurs auf die Hallig nahm, stieg ein unermesslicher Jubel in ihrem Herzen empor. Sie hatte ihn gefunden, er lebte! Und nun richtete sie ihre ganze Kraft darauf, aus der brodelnden Wasserrüste heraus sicher die Hallig zu erreichen. Pfeilschnell schoß das Boot dahin und die schweren Brecher bemühten sich umsonst, das kleine Fahrzeug unter sich zu begraben. Schon stiegen dunkel aus der Nacht die Umrisse der Hallig empor, schon hörte sie das Brüllen der Brandung, die auf den Strand der Hallig darniederbrach. Es trennten sie nur noch wenige Meter vom Strand. In wenigen Augenblicken war sie mit ihrem Boot und seiner teuren Last mitten in dem brüllenden Brodeln der wildbrechenden Seen. Doch da versagte ihre Kraft. Noch gebraucht sie mutig das Ruder, um die Spitze des Bootes auf den Strand zu halten, doch da nahte das Verhängnis. Ein mächtiger Brandungsbrecher rauschte von hinten heran, hob das Boot empor und begrub alles unter sich. Als sie wieder emportauchte, galt ihr erster Blick Brenken, den sie wenige Meter neben sich auftauchen sah. Sie hatte schon Grund unter den Füßen. Mit letzter Kraft strebte sie auf ihn zu, faßte ihn um den Leib und zertrte ihn auf den Strand hinauf. Dann sank sie erschöpft in die Knie, totmatt, aber voll heißer

Freude, daß sie den geliebten Mann gerettet hatte. — —

Doktor Curd Brenken lag fiebernd in seinem Bett und Dörte pflegte ihn. Emsig hantierte sie in dem kleinen Zimmer und ein stilles Lächeln sonnigen Glücks spielte um ihre Züge. In den langen Nächten ihrer Krankenwache gingen ihre Gedanken sonderbare Wege und ihre Wünsche, die niemals an Erfüllung gedacht hatten, begannen greifbare Gestalt zu gewinnen. Ihr einfacher Sinn sagte sich, daß Brenken ohne sie verloren gewesen wäre, und daß nur sie allein auf der ganzen weiten Welt Anspruch auf diesen Mann habe, da sie ihn mit Einsatz ihres eigenen Lebens dem Leben wiedergegeben hatte. Und wenn er dann in fieberfreien Augenblicken ihre Hand nahm und sie leise streichelte, so kannte ihr Glück keine Grenzen.

Als sie eines Abends wieder einmal an seinem Bett saß und der ruhige Schummer der Genesung ihn umfing, kramte sie auf seinem Schreibtisch umher, um sich irgend etwas zum Lesen zu suchen. Da fiel ihr Blick auf einen Brief, der unter den Büchern lag und sie las ohne es zu wollen:

„Lieber Curd! Unsere Villa am Gardasee ist wider Erwarten schon jetzt fertig geworden und Papa wünscht sehr, daß wir noch in diesem Herbst heiraten. Kürze bitte Deinen Aufenthalt auf der öden Hallig möglichst ab und komme bald zu mir zurück, denn ich sehne mich nach Dir.
Dagmar.“

Flimmernd hingen Dörtes Augen an diesen paar Worten, die in steiler Jungmädchen-schrift dort auf dem blaßrosa Papier standen, und als sie das Gesicht wieder emporhob, stand in ihren Zügen ein verödeter, steinerne Ausdruck gräßlicher Verzweiflung.

Doch dann wuchs sie zur größten Tat ihres Lebens empor. Die Liebe gab ihr die Kraft zur Entsagung, denn das Glück des geliebten Mannes galt ihr mehr als das eigene. Sie schob dem Kranken noch einmal die Riemen zurecht und ging hinauf in ihre Kammer und lag in fassungslosem Schluchzen, bis der Schlaf sie sanft von ihrem Schmerz erlöste.



Altdeutsche Karnevalsbelustigungen.

Die ältesten deutschen Karnevalsbräuche trugen ausgesprochen ernsten Charakter. So berichtet Sebastian Münzer, daß man im 16. Jahrhundert in Halberstadt die Festnacht dadurch feierte, daß man den größten Verbrecher, dessen man habhaft werden konnte, in

ein armseliges Gewand steckte und am ersten Fastentage in die Kirche schleppte, von wo er als Unwürdiger sogleich vertrieben wurde. Täglich einmal während der ganzen Fastenzeit mußte der arme Sünder dann um die Kirche gehen, um dann endlich am Gründonnerstag auf's neue in das Gotteshaus gebracht, seiner Sünden ledig erklärt und gewissermaßen als ein aus Gotteshand rein hervorgegangener Adam angesehen zu werden. In Leipzig war es zu alter Zeit üblich, an Fastnacht junge Mädchen vor einen von jungen Leuten geleiteten Pflug zu spannen und sie mit Gewalt durch die Stadt zu führen. Mit Vorliebe ergriff man Mädchen, die sich im Laufe des vergangenen Jahres nach der Volksmeinung hätten verheiraten müssen und ledig geblieben waren. Welch tragischen Ausgang derartige, uns heute recht grob anmutende Karnevalscherze zuweilen nahmen, erzählt die Tatsache, daß, wie überliefert wird, im Jahre 1499 ein in erwähnter Weise verunglimpftes Mädchen einen der sie mißhandelnden Burschen erstach.

Von süddeutschen Karnevalsitten sei der in Ulm anzutreffende Brauch erwähnt, wonach jeder, der an Fastnacht ein Haus betrat, sagen mußte: „Ich komme mit Urlaub“. Wer diese Worte nicht sagte, wurde gefesselt, verprügelt und durch die Stadt geführt unter dem Jubel der Straßenjugend. In Franken war es üblich, einen Strohmann mit einem großen Leinenlaken in die Luft zu schnellen und ihn mit dem Tuche wieder aufzufangen; des abends aber zog man mit zwei Wagenrädern auf die Höhen, umwickelte die Räder mit Stroh, das angezündet wurde, und rollte sie ins Tal hinab.

Aus Preußen wird die Anfertigung und das Herumtragen großer Würste zur Fastnachtszeit berichtet, die nachher gemeinsam verzehrt wurden. Eine Stadt suchte dabei die andere durch ungeheure Ausmaße der Würste zu übertreffen; so sollen die Königsberger Metzger 1602 eine 900 Pfund schwere und über tausend Ellen lange Wurst angefertigt haben, die einen Wert von 412 Talern hatte. In Stralau bei Berlin pflegten am Fastnachts-Montag die Stralauer Fischer mit einem an einer Stange befestigten, bunt bewimpelten Schiffschen durch den Ort zu ziehen und haben einzusammeln, die des Abends bei Bier und Tanz gemeinsam verzehrt wurden. Seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts bürgerten sich auch die allerdings nur am Hofe stattfindenden Masken-Redouten ein, die zuweilen unter großem Aufwand von Kostümen begangen wurden. Am 17. Februar 1828

z. B. stellte man das Quedlinburger Hoflager vom Jahre 972 dar, als Otto I. mit seinem Sohn Otto II., von Rom zurückkam, wo die Hochzeit der letzteren mit Theophina, der Tochter des griechischen Kaisers Romanus, stattgefunden hatte.

In Frankfurt am Main wurde das Maskieren schon im 14. Jahrhundert verboten. Hier wurde die Fastnacht in erster Linie durch Festschmäuse begangen, über welche in noch heute im Stadtarchiv befindlichen Büchern genau Bericht erstattet wird. Die Kinder sammelten während des Gelages Eier, wobei sie ein Lied auf Appolonia, die Beschürmerin des Frühlings, sangen.

In der Chronik von Hof steht zu lesen, daß an Fastnacht Stechen und Lanzenbrechen, sowie allerlei Mummenschanz und Tringgelage an der Tagesordnung waren; auch das Herumtragen eines an einer langen Stange befestigten Herings wird überliefert.

Besonders prunkvoll wurde die Fastnacht auch in Augsburg begangen, wo die Fugger großartige Geschlechter-Tänze aufführen ließen, die an Entfaltung von Glanz und Pracht oft sogar die Feste von fürstlichen Häusern übertrafen. Auch maskierte Schlittensfahrten gehörten zu den beliebtesten Veranstaltungen in der Karnevalszeit.

Zum Schlusse meiner Ausführungen, die naturgemäß nur da und dort eine kleine Kostprobe aus der schier unübersehbaren Fülle deutscher Fastnachtbräuche bieten konnten, seien die Bühnen-Darstellungen erwähnt, die um 1400 in vielen deutschen Städten sich einbürgerten. Sie nahmen ihren Ursprung aus den Klöstern und wurden später auf Gassen und Plätzen aufgeführt. Auf leeren Bierfässern errichteten fahrende Schauspieler eine primitive Bühne; am Donnerstag vor Fastnacht war der Hauptspieltag. Mancherlei Unglücksfälle ereigneten sich bei der Darstellung der Stücke, unter denen wir solche von Hans Sachs finden. In Stuttgart z. B. stürzte 1511 das Theater ein, wobei der Weltrichter das Genick brach.

G. M.



Gertrud Brehme-Oppladen:

Das Nadelkissen.

Es war einmal ein König, der war ein sehr frommer Mann. Er ging nicht nur selbst jeden Sonntag zum Gottesdienst in die Schloßkirche, sondern er hielt auch darauf, daß sein ganzes Haus und Gesinde sich stets pünktlich dazu einfand, — nicht zuletzt auch seine schöne Tochter Irmelin.

Die hätte wohl die Kirche manchmal gern geschwänzt. Junges Volk steht noch zu weit vom Grabesrande, als daß es glauben sollte, das Frommsein schon recht nötig zu haben. Besonders an schönen Sommertagen, wenn die Sonne durch die hohen Kirchenfenster schien und bunte Lichter und Kringel auf die Glaze des Predigers warf und dann wohl gar noch von draußen her das Jubeln der Lärchen und die frommen Gesänge tönte, — da spürte sie gar große Lust, sich ins blühende Gras zu werfen, anstatt so fein ehrsam in dem geschnitzten Gestühle zu sitzen. Aller Augen ruhten auf ihr, und das war ihr unheimlich.

„Prinzessin,“ sagte eines Tages der Haushofmeister zu ihr, „es ist nicht schicklich, daß Ihr laut gähnt, wenn der Geistliche erklärt, wir wären allesamt arge Sünder und müßten Buße tun. Von so etwas wird das Gesinde angesteckt. Sie haben alle die Schnupftücher gezogen, um ihre geöffnerten Mäuler dahinter zu verbergen. Ein Page aber hat sogar vor sich hin gelacht, und ich weiß doch, daß es gerade ihm sehr not täte, Einkehr bei sich zu halten.“ Darauf hatte der Haushofmeister drei Verbeugungen gemacht und war gegangen.

Irmelin aber zog ein Mäulchen, denn sie war ebenso trotzig und eigenwillig wie schön. Sie setzte sich so heftig auf ihren erhöhten Sessel am Fenster, daß ein schmerzliches Aechzen durch die goldenen Löwenleiber ging, die ihn trugen. Dann nahm sie ihre kleine silberne Schere aus dem Nähkörbchen, und aus lauter Wut zerschnitt sie das purpurne Nadelbuch, das ihr der König zum Namenstag geschenkt hatte, in viele kleine Stückchen. „Das Nadelbuch ist so gewöhnlich,“ sagte sie dabei vor sich hin. „Die Tochter des Haushofmeisters hat das gleiche, — eine Prinzessin aber soll alles feiner und schöner haben als ihre Untertanen. Meine Base, die Prinzessin von Pfesferland, hat ein Kissen, in das sie ihre Nadeln hineinsteckt. Es ist eine Sonnenblume aus Sammet, mit Daunen gestopft, und hat zehn Taler gekostet. Ich möchte auch ein Nadelkissen!“

Und sie begann bitterlich zu weinen. „Ich möchte auch ein Nadelkissen,“ seufzte sie immer wieder, und sie war so vertieft in ihren Schmerz, daß sie den Pagen nicht bemerkte, der zur Tür hereingekommen war.

Er war vom König geschickt, um Irmelin zu fragen, ob sie ihres Vaters Tabakdose nicht gesehen habe. Aber als er die Prinzessin so traurig fand, das süße Gesichtchen in

beide Hände vergraben, da dauerte sie ihn gar sehr, und er legte die Hand ans Ohr, um zu verstehen, was sie vor sich hinsagte. „Ich will auch ein Nadelkissen,“ tönte es aus dem goldenen Thronessel, „aber es muß noch schöner und kostbarer sein, als die samtnen Sonnenblume der Prinzessin von Pfesferland!“ —

Der Page stand noch ein Weilchen. Seine Blicke küßten ihr schwarzes Gelock und die winzigen Füße in den goldgestickten Pantöffelchen. Dann ging er ganz leise wieder aus dem Saal und zum Könige.

„Majestät,“ sagte er und beugte das rechte Knie zur Erde, „hochdero Tochter haben die Dose nicht gesehen.“ — Sie wird sie wohl auch wirklich nicht gesehen haben, dachte er dabei, also ist es keine Lüge — und wenn auch — für sie kann ich schon einmal sündigen! Dabei vergaß er ganz, daß er noch immer auf einem Knie ruhte und der König ihn schon zweimal gewinkt hatte, er solle sich erheben.

Plötzlich sprang er auf und lief hinaus. Die Majestät schüttelte den Kopf.

Draußen im Schloßpark setzte sich der blonde Bursche auf eine Marmorbank, die zwischen Rosenhecken stand. Er spielte mit seinem Dolche, und dabei dachte er an die schwarzen Locken und die kleinen Füße Irmelins.

„Ein Nadelkissen muß sie haben,“ sagte er auf einmal ganz laut, „schöner und kostbarer als das der Prinzessin von Pfesferland.“

Und es kam ihm ein Gedanke: er zog seinen Dolch aus der Scheide und schnitt sich die Brust auf. Das tat zwar sehr weh, aber er dachte an Irmelin und verbiß den Schmerz. Nun nahm er aus der Brust ein Etwas heraus, das glühte hellrot, viel leuchtender als sein purpurnes Wams. Als er mit dem Zeigefinger vorsichtig darüberfuhr, fühlte er, daß es weicher war als die samtnen Blätter der Rose, die ihm im Gürtel steckte.

Seine Brust aber schloß sich wieder, und er zog sein Wams über die Narbe, damit niemand ahne, daß da drinnen kein Herz mehr schlug.

Am Abend schlich er heimlich in den Wohnsaal der Prinzessin. Da stand ihr goldener Sessel vor dem Nähtischchen aus Rosenholz, und da lagen auch noch die Fäden des Nadelbuches. Die Nadeln aber waren über den Estrich verstreut.

Er hob sie alle vom Boden auf und steckte sie in sein Herz. Das gab jedesmal einen tiefen Stich, aber er fühlte nichts davon, denn es lag ja nicht mehr in seiner

Brust. Er legte es neben die silberne Schere und schlich davon. —

Der nächste Tag war ein Sonntag. Als da die Prinzessin morgens ihr goldenes Brokatkleid anziehen wollte, um darin zur Kirche zu gehen, o weh, da war ein Riß darin. Ihn nähen zu lassen, dazu war nicht mehr Zeit. Sie lief also flugs an ihr Nähtischchen, um ihn zuzustechen. Als sie aber das rote Herz da liegen sah, blieb sie wie verzaubert stehen. „Wie schön!“ flüsterte sie endlich entzückt und wagte schüchtern das weiche Ding zu streicheln. „Wie schön!“

In der Kirche hatte sie heute wieder keine rechte Sammlung. Sie mußte immerzu an das Nadelkissen denken, und ihre Blicke wanderten unruhig die hölzerne Galerie entlang, dorthin, wo der blonde Page saß. Der sah Armin die ganze Kirchzeit über an, und er fand, daß die Augen noch schöner wären als ihr Haar und ihre Füße. Aber es ging ihm seltsam, er vermiste etwas. Früher hatte es, wenn er sie ansah, in seiner Brust so wild gerauscht und gepocht, und es war ihm davon heiß zu Kopfe gestiegen. Heute aber blieb es still in ihm, und das kam daher, daß er kein Herz mehr in der Brust hatte. —

Am Nachmittage ließ ihn die Prinzessin zu sich befehlen. „Halte einmal eine Umfrage,“ sagte sie zu ihm, „wer mir wohl dies herzige Nadelkissen geschenkt haben kann. Er hat mir damit eine sehr große Freude gemacht!“

Da lächelte der Page ein Weilchen stumm vor sich hin. Dann schlug er seine blauen Augen voll zur Prinzessin auf und sagte in tiefster Devotion: „Prinzessin, das Nadelkissen stammt von mir, — ich habe Euch mein Herz geschenkt!“

Da war's ihr, als ginge ein elektrischer Schlag durch ihren Körper. Da man aber damals noch nichts von Elektrizität verstand, so suchte sie eine andere Lösung, und sie fand sie auch. „Ich liebe Dich!“ rief sie und stieg von ihrem Thronfessel herunter, um den Page an die Brust zu sinken. Aber der trat einen Schritt zurück und sagte: „Als ich das Herz noch auf dem rechten Fleck hatte, Prinzessin, da habe ich Euch auch geliebt. Doch schnitt ich mir's für Euch aus der Brust und dabei habe ich die Liebe mit zerschnitten. Auch paßt es nicht für einen einfachen Page, eine Prinzessin zu küssen. Ich darf Euch doch nicht zu meiner Gemahlin machen. Wenn ich einmal eine Frau nehme, dann soll es die Tochter des Haushofmeisters werden. Sie kann Leberknödel kochen, die sind mein Lieblingsgericht, und außerdem ist sie bescheiden;

sie ist mit ihrem purpurnen Nadelbuch zufrieden. So hoffe ich, daß sie auch mein Herz nicht vermissen wird.“

Damit ging der Page aus dem Saal.



Die alte Uhr.

Hundert Jahre sind es her, daß Goethe sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum als Staatsminister von Sachsen-Weimar-Eisenach beging. Jeder Goethe-Kenner hat von dieser Jubiläumsfeier längst Kenntnis; weniger bekannt dürfte es heute sein, daß auch eine Standuhr aus elterlichem Hause an diesem Festtag eine Rolle spielte. Schmidt-Weißensfels plauderte darüber, wie wir der „Neuen Zürcher Zeitung“ entnehmen, im Jahrgang 1863 der guten alten „Gartenlaube“, und diese Skizze sei in den nachstehenden Zeilen den längst vergilbten Blättern entrisen. — Der Großherzog Georg Friedrich von Mecklenburg-Strelitz, achtzigjährig, 1860 gestorben, sann in aufrichtiger Verehrung für Goethe kurz vor seinem Dienstjubiläum darüber nach, wie er ihm eine ganz besondere und würdige Ueberraschung bereiten könne. Eine Ordensauszeichnung kam für einen Goethe nicht in Frage, es mußte etwas ganz anderes gefunden werden. Und sein Geschäftsführer in Frankfurt fand das, und zwar in Gestalt der großen, alten Schlaguhr mit dem stattlichen Gehäuse, die in der Familienstube des Rathsherrn Goethe zu Frankfurt einst gestanden hatte. Der Haushalt der Eltern war längst aufgelöst worden; der Vater war 1782, die Mutter 1803 gestorben; das meiste aus dem Hausrat war verkauft oder verschenkt worden. Kein Gegenstand konnte geeigneter sein, Goethe zu erfreuen, als diese tagtägliche Mahnerin seiner Jugend, diese getreue Begleiterin seiner Kindheit, diese sanft anschlagende Gebieterin des täglichen Lebens! Kurz vor dem Jubeltag wurde die Uhr nach Weimar gebracht und bei dem kunstinnigen Kanzler v. Müller eingestellt. Der Spender hatte gewünscht, die Uhr derart aufzustellen, daß ihr Schlag zu gewohnter Stunde den Jubilar am Morgen wecken möge. Die Ueberraschung gelang aufs beste; abends vor dem Jubeltag ward die Uhr, ohne daß Goethe davon etwas merkte, in sein Haus gebracht. Während er schlief in jenem kleinen, schmalen Zimmer neben dem einfachen Arbeitskabinett, stellte der treue Diener Friedrich sie an die schmale Fensterwand des kleinen Vorzimmers, wo sich die mineralogische Sammlung befand.

Um 5 Uhr früh pflegte Goethe regelmäßig zu erwachen: auf diese Zeit stellte der Diener das Schlagwerk ein. Goethe, so erzählt phantasiervoll unser Gewährsmann, lag noch in ruhigem Schlummer. Plötzlich hebt im Vorzimmer schnarrend die Uhr aus, und durch die tiefe Stille tönt ein sonorer, langaus summender Schlag. Der Dichter horcht noch im Schlafe auf. Träumt er, daß er im Elternhause sei und die alte Uhr wieder vernehme, ihren Stundenschlag, der ihn in erster Jugendliebe zu Gretchen getrieben und später zu Lili? Wieder klingt der Ton an sein Ohr. Nein, das ist kein Traum! Goethe hebt sich hoch auf in seinem Kissen; er fühlt, das er wacht. Ein dritter Schlag folgt, ein vierter, ein fünfter. Der Dichter läßt ihn verklingen; ein Wohlgefühl preßt ihm das Herz zusammen und er lauscht begierig dem Auszittern der Tonwelle, bis sie stirbt. Dann zieht er die Klingel an seinem Bett, und als der wartende Diener hereintritt, ruft er ihm wie jubelnd zu: „Friedrich! Friedrich! Was war denn das? Ich hörte eben die Uhr aus meinem Elternhause schlagen.“ Der Diener nickte lächelnd und wies mit der Hand nach dem Vorzimmer. „Die Uhr steht da, Erzellenz!“ sagte er mit vor Freude zitternder Stimme. Mit einem Sprung war der rüstige Greis aus dem Bett, und kaum mit dem Nötigsten bekleidet, eilte er nach dem Vorzimmer, in dem er, von ein paar Lichtern erhellt, die Uhr aus dem Elternhause am Hirschgraben in Frankfurt erblickte. Lange stand er vor der Uhr und horchte auf ihr gravitätisches Ticktack. Eine Flut von Erinnerungen durchströmte seine Brust. . .



Ein Bauernkalender des Mittelalters.

Der heilig Herr Sant Matheis,
der schleußt uns auf die Tür;
umb seinen Tag zerbricht das Eis,
der Pflug der kumbt herfür.
So nächt es sich der Summer,
der Vögel Traurn vergaht,
die Hühner lassn ihren Kummer,
sie krähen mit manchem Brummer,
das macht die Habersaat.

Wenn dann die Pffingsten fürhin gahn,
so kumbt der lieb Sant Veit,
so heb wir's Tanzen wieder an
in manchem schönen Kleid;
Hoffahrt dann wieder fürhin geht

an Maiden und Knaben;
die Andacht und das heilig Ber,
die selig Zeit dahinten steht
und muß alls Urlaub haben.

Der lieb heilig Sant Jakob
der füllet uns die Scheurn;
noch seind die Wucherer so groß
und alle Ding verteurn;
alles Getreids kaufen sie viel,
schütten die Kasten voll,
das ist fürwahr ein böses Spiel,
wers wieder von ihn haben will,
der muß bezahlen wohl.

Der liebe Herr Sant Martein
der füllet uns die Faß
alle Jahr mit gutem Wein,
so trink wir dester baß;
und wenn allein die Wucherer
ihren großen Wucher ließen,
das wär fürwahr ein gute Mär,
und gäb uns Gott noch mehr daher,
des baß möcht wirs genießen.

Sant Thomas ist ein frummer Herr,
der bringt uns Schnee und Eis,
so lauf wir zu dem Wirtshaus sehr,
und zu der Kirchen leis;
den Wirt laß wir nit feiren,
er muß uns tragen auf
von Wildbret, Fisch und Eiren,
auch Enten, Gans und Geiren,
secht mit der Zahlung drauf!

Die Lerch und auch die Nachtigall
die treiben groß Geschrei!
Ein Gesang das lob ich für sie all,
das heiße gacken Ei,
der Hennen Gsang das ist das Best
im Stadel und im Haus,
kein besseres Ding ich jeztund weßt,
die Bäurin steigen zu dem Nest,
nehmen die Eier heraus.

Man lobet das Chorgesang,
das ist heilig genug:
ich lob der Bauren Ackergang,
der singt hinter dem Pflug
„Gottahin!“ das Gott berat,
mein allerliebster Herr,
daß mir mein Pflug bald umbher gaht
und daß mir heuer aus meiner Saat
mein Boden ganz voll wär!

